Lodzer Zeitung.

Gründer Johann Petersilge.

Nr. 6 Mittwoch, den 24. Dezember (6. Januar) 1914/15. **52. Jahrgang.**

Redaktion, Expedition, Annoncen- und Abonnements-Annahme: Petrikauer-Straße Nr. 86, im eigenen Hause.—Telephon Nr. 212

Ausgabe täglich zweimal mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, an denen nur die Morgennummer erscheint. — Manuskripte werden nicht zurückgegeben. — Vierteljährlich pränumerando zahlbarer Abonnementspreis für Lodz Rbl. 2.10 für Auswärtige mit Postzusendung einmal täglich Rubel 2.25 im Auslande Rubel 5.40 — (Abonnements werden nur vom ersten eines jeden Monats berechnet.) Preis eines Exemplars: Abend- und Morgen-Ausgabe 3 Kop., Sonntagsausgabe mit der illustrierten Sonntagsbeilage 5 Kop. — Inserate werden für die siebengespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum mit 10 Kop. für Rußland und mit 12 Kop. für Ausland berechnet. Für die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum vor dem Text 35 Kop. für Rußland und 40 Kop. für Ausland, im Text 60 Kop. Alle in- und ausländischen Annoncenbüros nehmen Anzeigen und Reklamen für die „Lodzer-Zeitung" an. — Redakteur: W. Petersilge. — Herausgeber J. Petersilge's Erben. — Rotationsschnellpressendruck von J. Petersilge' Petrikauer-Straße Nr. 86.

Amtlicher Teil.

Bekanntmachung.

Meine Bekanntmachung vom 20. Dezember, durch welche Requisitionen im Bereiche der Stadt Lodz und ihrer Vororte nur mit Genehmigung des Gouvernements zugelassen wurden, wird von Militär und Bevölkerung noch immer nicht genügend beachtet.

Ich habe daher erneut alle Militärpersonen angewiesen, in Lodz nur zu requirieren, nachdem sie sich vorher auf dem Gouvernement einen gestempelten Requisitionsschein verschafft haben. Die Bevölkerung hat gegen Requisitionsschein nur zu liefern, wenn dieser mit dem Gouvernementsstempel versehen ist. Eine nachträgliche Stempelung von Scheinen auf dem Gouvernement erfolgt nicht.

Der Gouverneur.

Der Krieg.

Eine Begegnung zwischen König Ferdinand von Rumänien und König Ferdinand von Bulgarien.

* **Berlin**, 3. Januar. Wie die hiesigen Blätter melden, wird in den nächsten Tagen zwischen dem König Ferdinand von Rumänien und dem König Ferdinand von Bulgarien auf rumänischem Boden eine Begegnung erfolgen.

Poincaré und der Friede.

* **Paris**, 3. Januar. Präsident Poincaré empfing am Neujahrstage in Gegenwart der Minister die Parlamentsmitglieder und das diplomatische Korps. Der Botschafter Berthier begrüßte den Präsidenten im Namen der verbündeten und der neutralen Mächte. Der Präsident dankte und bedauerte, daß die Neujahrswünsche des verflossenen Jahres nicht in Erfüllung gegangen sind. Er sei jedoch überzeugt, daß das nächste Neujahr den europäischen Staaten den langersehnten Frieden und die auf das Recht und die Achtung gestützte Sicherheit bringen wird.

Vor den Dardanellen.

* **Zürich**, 3. Januar. Wie den hiesigen Zeitungen gemeldet wird, sind vor den Dardanellen eine große Anzahl englischer und französischer Kriegsschiffe konzentriert. Ferner wurden mehrer Aeroplane gesichtet. Dies alles läßt darauf schließen, daß die Verbündeten beabsichtigen, die Dardanellen zu bombardieren und Militär in Kleinasien zu landen.

Die Türkei in Ardagan.

* **Konstantinopel**, 3 Januar. Laut einer hier eingetroffenen Meldung haben die Türken am 31. Dezember die 80 Kilometer von der Grenze entfernte russische Stadt Ardagan besetzt. Die Nachricht wurde bisher von dem türkischen Generalstab nicht bestätigt.

* * *

Die Kämpfe im Argonner Walde.

Der Kriegskorrespondent des „Journal de Geneve" entwirft in dem Blatte ein interessantes Bild über die Kämpfe im Argonner Walde. Wir entnehmen demselben folgende Details:

Die Deutschen haben die ganze Nordseite und einen Teil der Südseite des Argonner Waldes besetzt sowie einen Teil der Vogesen in der Richtung nach Westen. Der Argonner Wald besteht aus einer Reihe waldiger Hügel, die durch tiefe Täler von einander getrennt sind. Die Täler werden von kleinen Bächen und Nebenflüssen der Aisne durchzogen. Inmitten des Argonner Waldes liegen große Dörfer mit Feldern und Wiesen. Die erste deutsche Reihe der Schützengräben befindet sich an der Westseite des Dorfes Chalot, in unmittelbarer Nähe des Dorfes. Die deutschen Schützengräben liegen in Schußweite von den französischen Gräben entfernt. An manchen Orten ist die Distanz noch geringer. Dasselbe ist übrigens auch an der übrigen Westfront der Fall, so beträgt die Distanz zwischen den Schützengräben der Deutschen und der Franzosen bei Reims an manchen Stellen nicht mehr als 40 Meter. Diese unmittelbare Nähe des Feindes hat zu einem gutnachbarlichen Verhältnis zwischen den deutschen und französischen Soldaten geführt. Es werden gewisse Abmachungen getroffen, die streng eingehalten werden. So wird während gewisser Stunden der Tageszeit das Schießen eingestellt. Die Deutschen und Franzosen verlassen während dieser Zeit die Schützengräben, um sich mit Wasser zu versehen usw. Sobald die bestimmte Stunde vorüber ist, werden die Schützengräben wieder besetzt und wer es wagt, den Kopf über den Grabenrand zu erheben, muß diese Kühnheit oft mit dem Leben bezahlen. Auch werden Tauschgeschäfte in der schußfreien Zeit betrieben. So erscheint z. B. auf ein verabredetes Zeichen ein Franzose mit einem Päckchen Zigarren und legt das Päckchen auf einen Stein zwischen den Schützengräben. Bald darauf kommt ein Deutscher, der die Zigarren holt und an deren Stelle eine Flasche Wein hinterläßt, die alsbald von dem Franzosen geholt wird.

Ein Offizier erzählt Folgendes über diese Abkommen: In der Nähe von Reims waren die deutschen und französischen Schützengräben von einander nicht mehr als 100 Meter entfernt, sodaß die Deutschen ganz deutlich die Unterhaltung in den französischen Schützengräben hören konnten. Eines Tages trat ein französischer Soldat aus dem Graben und rief den Deutschen zu: „Steckt doch den Kopf über den Schützengraben, wir werden nix schießen." Die Deutschen trauten den Franzosen jedoch nicht ganz. Da rief der Franzose hinüber: „Wenn wir hinauskommen, werdet ihr auch rauskommen?" Die Deutschen berieten sich eine Weile und antworteten: „Ja!" Hierauf verließen 6 Franzosen den Schützengraben und kamen bis zur Mitte des Raumes zwischen den Schanzen. Dasselbe taten 6 deutsche Soldaten. Man betrachtete sich stillschweigend mehrere Augenblicke, worauf sie zu ihren Gräben zurückkehrten. Ein anderes Mal warfen die Franzosen des Nachts einen in ein schwarz-weiß-rotes Fähnchen gewickelten Brief in den deutschen Schützengraben. Der Brief enthielt die Worte: „Schießt doch nicht die ganze Nacht durch, wir können nicht schlafen."

Die Kohle in den kriegführenden Staaten.

Von

Dr. Richard Hennig.

Zu den gewichtigsten Tatsachen, die zur Entscheidung des Weltkrieges beitragen werden, gehört die Möglichkeit einer ausreichenden Kohlenversorgung der kriegführenden Länder. Nicht nur der Beginn der Winterszeit, der naturgemäß allenthalben einen ungeheuren Kohlenverbrauch nötig macht, sondern auch der regelmäßige Betrieb der Eisenbahnen und Kriegsschiffe läßt eine ausreichende Versorgung mit Kohlen als eine bedeutsame Vorbedingung des Sieges erscheinen. — Betrachtet man die Verhältnisse näher, so erkennt man bald, daß die verbündeten Zentralmächte ihren meisten Gegnern gegenüber inbezug auf Kohlenversorgung ungleich günstiger gestellt sind, ja daß selbst die politische Stellungnahme der noch neutralen Mächte zum Teil durch die Kohlenfrage nicht unerheblich beeinflußt werden dürfte.

Drei von den kriegführenden Staaten sind in der glücklichen Lage, weit über den eigenen Bedarf hinaus Kohlen zu erzeugen und auch ihre Bundesgenossen, soweit sie der Einfuhr bedürfen, damit zu versorgen: Deutschland, England und Belgien. Oesterreich-Ungarn bringt im wesentlichen das hervor, was es gebraucht, und sein nicht sehr erheblicher Ueberschuß, den es einführen muß, kann ihm ohne jede Schwierigkeit von seinem treuen Bundesgenossen zur Verfügung gestellt werden. Deutschland vermag aus seiner Kohlenerzeugung unschwer alles zu decken, was es für sich selbst und die von ihm besetzten feindlichen Landesteile an Kohlen gebraucht. Dazu ist es aber in der überaus glücklichen Lage, über die reichen belgischen Kohlenbergwerke nach Gefallen verfügen zu können und obendrein auch noch einige der wichtigsten französischen Kohlengruben im Departement Nord und im Pas de Calais (z. B.

Kleines Feuilleton.

Aus einem polnischen Schlosse.

Feldpostbrief

von

Friedrich Franz von Conring,

Oberlt. der Landwehr-Kavallerie.

Wo sind all die Farben hin, die Polen schmückten, als ich es am 1. November verließ? Wo die goldene Pracht seiner Wälder? Wo die Abtönung vom zarten Hellgelb zum tiefsten Dunkelgrün?

Ein böser Zauberer scheint gekommen und hat neidvoll seinen grauen Bart in die Wälder, Felder und Wiesen versenkt, daß nur die Sonne auf kurze Stunden täglich ein wenig funkelndes Licht in dieses öde, tote, gespensterhafte Grau entsende, das rings bedrückt.

Auch das Schloß des Grafen Potocki und sein Park beugten sich der gleichen Last, unter der die strohgedeckte Hütte des Bauern seufzt.

Ich hatte es mir immer gewünscht, einmal in dem Hause eines großen Herrn von Polen zu liegen, um den Duft aufzunehmen, den frühere Jahrhunderte hier erzeugt, und um in dem Dunstkreis neue Lebensformen kennen zu lernen.

Polnischer Graf und großer Herr hat etwas von der flatternden Standarte, dem Stoß ins Hifthorn und übermütigem Zechgelage. Etwas Wildem, Zügellosem, wie es auch die Bilder ihrer Schlachten verkörpern, die in jedem Pfarrhaus hängen. Wilde Reiter stürmten auf Pferden im Araberschnitt daher und begrüßen ihren König und Sieger, der die Kreuzritter geschlagen. —

Von all dem hab' ich hier wenig gesehen und frage mich immer von neuem beim Anblick alter polnischer Häuser: „Wie mag es in Polen vor der Zeit ausgesehen haben, da Frankreich noch kein Rokoko hatte und keine Möbel nach Polen sandte?"

Denn mit Ausnahme einiger Ahnenbilder, die schnauzbärtige Ritter in Sarmatentracht darstellen, ist nichts vom alten, sagenhaften Polentum zu sehen. Und um französische Möbel zu besichtigen, braucht man nicht nach Polen zu kommen.

Garten, Park, alles ist französisch und französisch ist auch die Sprache, die sie neben dem Deutschen vorzüglich sprechen.

Aber wenn sie alle, als Menschen, so sind wie Graf Potocki und seine Familie, so sind es gewiß prächtige Menschen, denn wie diese für die deutschen Kranken und Verwundeten sorgen, die sie in ihr Schloß aufgenommen und in einem selbstgeschaffenen Lazarett verpflegen ist wahrhaft nachahmenswert, und der Krieg hat auch ihnen schwere Wunden geschlagen, ohne daß irgendeinem eine Schuld beizumessen, wäre. Dreimal waren wir hier und dreimal die Russen. Und alle haben mit dem vollen Recht der Kriegsnot genommen was sie brauchten.

Hundert Pferde hatte er und besitzt heute nicht mehr ein einziges.

Dieses zum Beispiel für viele. — Fünf Monate Kriegssturm über ein Haus hinweg läßt seine Folgen. Vielleicht für lange.

Im August begann es, und heute ist Weihnachten. — Ich fragte den Grafen um Erlaubnis, ob wir seine große Halle zu einer Weihnachtsfeier benutzen dürften, und lud ihn gleichzeitig mit seiner Familie ein, dem Feste beizuwohnen.

Er sagte zu und kam.

Ich hätte nicht geglaubt, daß es so stimmungsvoll und so voll düsterster Spannung werden würde.

Die Halle füllt sich mit Soldaten, die vom Park und vom Garten her kalte, neblige Luft hereinbringen, die mit dem Dunst der Wachskerzen am Tannenbaum zu kämpfen beginnt. Der Kampf ist nur kurz. Der blaue Dunst der Kerzen steigt höher, und die schwere, kalte Luft sinkt auf die wirren Haare der entblößten Köpfe, kriecht von den grauen Uniformen hinab und sinkt langsam über die schweren Schuhe auf die Fliesen des Fußbodens hinab.

Große, schwielige Hände zerknüllen die schirmlosen Tuchmützen, und gierige, freudehungrige Augen starren in die Lichter des Baumes, der vor ihnen auf einem Tisch steht.

Einige schauen auch die Treppe hinauf und betrachten neugierig die gräfliche Familie, die überragende Gestalt des Grafen, die ehrwürdige, wie aus einem Ahnenporträt des 18. Jahrhunderts geschnittene der Mutter und die der überaus vornehmen und rassigen Gräfin.

Angeschmiegt an sie die Kinder. Und dahinter das Gesinde.

„Stille Nacht, heilige Nacht" . . .

Ein Unteroffizier auf der Treppe hat das Kommando und führt es mit ebensoviel Takt wie Herz aus.

„Stille Nacht, heilige Nacht" . . .

Wie ein Erinnern aus seliger, ferner Zeit, wie ein lebendes Schauern vor dem Heiligsten, wie das Träumen eines Kindes, so steigt der Gesang auf Engelsflügeln an den harten, kalten Mauern hinauf und schmiegt sich in jeden Winkel und jede Ecke, als sollte er dort ewig wohnen.

Nur vor dem Licht, das grell in der Mitte der Halle von oben herableuchtet, weichen die Geister des Liedes scheu zurück. Wo sie herrschen sollen, muß das malende Halbdunkel des Lichtes herrschen.

„Stille Nacht, heilige Nacht" . . .

Es bringt den ganzen Zauber der Heimat mit sich, und mehr als ein Auge füllt sich mit Tränen.

Was Worte nicht auszusprechen vermöchten, was Worte roh zerstören würden, all das liegt in dem Ton des Liedes, das heiliges Erinnern erweckt.

Wer wollte jedem einzelnen sagen, was er in diesem Augenblick empfindet, wen er vermißt und wo er vermißt wird? Wer wollte ihm das sagen, wenn dieses traute Lied der Kindheit ihm nicht mit tausend Zungen alles und alles sagte? Es öffnet die Herzen, die durch schweren Dienst rauher schlagen, und weiß dort zu rühren, wo ein fremdes Wort nur zerstören könnte.

„Stille Nacht, heilige Nacht".

O, es klingt wunderlieblich, wenn man dem Gesang lauscht, und schlägt alles in seinen Bann. Man wagt kaum zu atmen, um nicht zu stören, und die Polen, die keine Silbe unserer Sprache verstehen, lauschen andachtsvoll wie in der Kirche.

Der Gesang verhallte leise, wie auf weit ausgebreiteten Mänteln aufwärts schwebend.

Und nun soll ich eine Rede halten? Nach diesem Lied! Worte nach Gesang? Und Worte, die tief zu Herzen gehen sollen? Worte, die wehmutsvoll stimmen und doch wieder freudig erheben sollen?

Ich spreche und sehe, wie bei vielen sich die Augen mit Tränen füllten. So waren meine Worte selbst nach dem Gesang doch nicht ohne Wirkung geblieben, wie ich gefürchtet. Nun begann die Verlosung der Pakete, die der „Deutsche Frauenverein" gesandt hatte.

„Nr. 33!" „Hier!" „Nr. 24!" „Hier!" „Nr. 77!" „Hier!"

bei Laune) befugt zu halten, und wenn es auch auf Mangel an Bedarf nicht daran denken wird, hier Kohlen zu gewinnen, so ist es doch von hohem Wert, daß diese Gruben der französischen Verfügung entzogen sind.

Frankreich ist gar nicht gut daran in bezug auf seine Kohlenversorgung. Schon im Frieden braucht es ungefähr anderthalbmal so viel Kohlen, als es selbst erzeugt. Nun sind einige seiner wichtigsten Kohlenbezirke, die gerade die Hauptstadt Paris zu versorgen pflegten, in Feindeshand, in den Kohlenrevieren des Pas de Calais, soweit sie dem Feinde noch nicht gehören, stockt naturgemäß jeder Betrieb, auch die wichtige Zufuhr aus Belgien ist abgeschnitten; das Land bleibt somit einmal auf seine weiter südlich gelegenen Kohlenbergwerke angewiesen, die nur den kleineren Teil des Bedarfs (30 bis 35 Prozent) selbst bei voller Tätigkeit decken können, und muß den Rest von seinem Bundesgenossen England auf einem bedeutenden und kostspieligen Umweg beziehen, obendrein gegen Barzahlung, da die englische Freundschaft für Frankreich natürlich in Geldsachen einer nüchterneren Auffassung Platz macht. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen in Frankreich eine beträchtlich fühlbarere Kohlenteuerung herrscht als in Deutschland oder Oesterreich, wo das Steigen der Kohlenpreise sich in mäßigen Grenzen hält.

Ungleich schlimmer als Frankreich ist aber Rußland daran. Hier ist ohnehin die Kohlenerzeugung viel geringer als in den übrigen kriegführenden Staaten, wie aus nachfolgender Uebersicht für das Jahr 1913 hervorgeht: Es wurden an Stein- und Braunkohle zusammen hervorgebracht in: England 292,044,000 Tonnen, Deutschland 278,627,000 Tonnen (mit Belgien 301,473,000), Oesterreich 53,425,000 Tonnen, Frankreich 40,922,000 Tonnen, Rußland 30,755,000 Tonnen. Rußland verbraucht, trotz seiner bescheidenen Industrie, in Friedenszeiten anderthalbmal so viel Kohle, als es erzeugt, und führte im Jahre 1913 für fast 70 Millionen Rubel aus England und Deutschland ein. Diese Einfuhr hat mit dem Kriegsausbruch zunächst aus Deutschland völlig, aus England auf dem wichtigsten Zufuhr über die Ostsee aufgehört. Die Ende September erfolgte Schließung der Dardanellen durch die Türkei hat auch die zweitwichtigste Zufuhrstraße gesperrt, und das Zufrieren des Hafens von Archangel hat bis tief in das Frühjahr hinein auch den letzten Notzugang unbenutzbar gemacht. Rußland ist also während der Dauer des Winters von der ausländischen Kohlenzufuhr gänzlich abgeschnitten, denn was auf dem ungeheuer weiten Eisenbahnwege von den Häfen des Stillen Ozeans oder auch über die schwedischen Bahnen herangeschafft werden könnte, ist praktisch belanglos, ganz abgesehen davon, daß die ungeheuren Kosten der Fracht die auf solche Weise herangeschaffte Kohle unerschwinglich teuer machen würden. Das Zarenreich bleibt also mindestens bis zum nächsten Sommer oder bis zum Frieden vollständig auf die eigene Kohlenproduktion angewiesen. Diese ist aber nicht nur quantitativ ungenügend, sondern auch qualitativ, denn das Hauptkohlenrevier des europäischen Rußland, das Donezbecken, liefert eine Kohle, die nicht eben erstklassig ist und z. B. zur Verfeuerung auf den russischen Kriegsschiffen ungeeignet ist. Dazu kommt, daß von den allein noch in Betracht kommenden zwei weiteren Kohlenbezirken Rußlands das eine im Ural zu weit entfernt, das andere, das Dombrowarevier, in der Dreikaiserecke, seit den ersten Tagen des Krieges von deutschen und österreichischen Truppen besetzt ist. Es kann außerdem schwerlich in der Annahme fehl gehen, daß auch im Donezrevier infolge der Mobilmachung und der Kriegswirren die Kohlengewinnung mindestens zu einem sehr großen Teil eingestellt worden ist, so empfängt man eine Vorstellung davon, wie groß die Kohlennot in Rußland schon jetzt ist und immer mehr werden muß. Schon vor dem Ausbruch des Krieges litt Rußland an Brennstoffmangel, die ohnehin knappen verfügbaren Vorräte an Brennstoffen werden zudem im größten Umfang vom Staat beansprucht worden sein, um den Betrieb der strategisch wichtigen Eisenbahnen aufrechtzuerhalten. Es muß also eine ungeheure Kohlennot in Rußland herrschen, die sich von Monat zu Monat weiter verschärft.

In nicht günstiger Lage ist auch der Freund des Zweibundes, die Türkei, deren eingene Kohlenlager im Innern von Asien noch viel zu wenig erschlossen sind und die im Frieden zum großen Teil ebenfalls auf englische Kohlen angewiesen ist. Da diese wichtigste Zufuhr natürlich im Krieg ausbleibt, ist die Türkei in recht schwieriger Lage, wenn auch die Kohlennot hier nicht annähernd so bedenklich wie in Rußland werden kann. Man hat darauf hingewiesen, daß ein weiteres tatkräftiges Vorgehen der türkischen Flotte aus Mangel an Brennstoff etwa Ende Dezember zum Stillstand kommen müsse, aber die Verhältnisse liegen doch wesentlich günstiger als in Rußland, denn Deutschlands Ueberfluß an Kohlen kann, sobald es not tut, der Türkei zugute kommen, wenn auch nur mit verhältnismäßig bedeutenden Umständen und Schwierigkeiten. Die entschieden türkenfreundliche Stellung Bulgariens ist dabei ein Faktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Es bedarf nicht einmal einer Bahnbeförderung der Kohlen auf dem ganzen Wege von Oberschlesien bis Konstantinopel, die übrigens nur möglich ist, wenn Bulgarien und Rumänien gleichmäßig einverstanden sind. Vielmehr kann auf einem bedeutenden Teil des Weges die Donau benutzt werden, wobei zu beachten ist, daß bei der Beförderung auf dem Wasserwege durch Oesterreich-Ungarn bis zu einem bulgarischen Donauhafen das Gebiet von Rumänien ganz umgangen werden kann, während der serbische Teil der Donau von den Oesterreichern kontrolliert wird. Es ist also kaum anzunehmen, daß die Türkei wirklich in Verlegenheit kommen wird, wie sie ihre Flotte mit Kohlen versorgen soll.

Daß in Serbien empfindliche Kohlennot herrscht, zumal nach der Sprengung der Wardar-Brücke, die die Zufuhr aus Saloniki vereitelt versteht sich von selbst.

Nicht unerwähnt darf gelassen werden, daß, für die schließliche Stellungnahme Rumäniens das Kohlenproblem leicht eine entscheidende Bedeutung gewinnen kann. Bulgarien kann vom Mittelmeer her über Dedeagatsch mit englischer Kohle versorgt werden. Diese Zufuhr kann auch dem durch die Dardanellensperre vom Weltmeer abgeschnittenen Rumänien zugute kommen, solange Bulgarien es genehmigt. Sollte Rumänien sich auf Rußlands Seite stellen oder gar gegen Bulgarien feindlich auftreten, so fällt diese Möglichkeit der Kohlenversorgung fort, und da Rumänien selbst nur wenig Braunkohlen, gar keine Steinkohlen hervorbringt, würde die Kohlennot im selben Augenblick für Rumänien ebenso groß werden wie für Rußland, zumal da im selben Augenblick, wo Rumänien aus seiner Neutralität zugunsten des Zarenreichs heraustreten sollte, auch die etwaige Versorgung mit deutscher Kohle auf dem Donauweg aufhört. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Rumäniens Abhängigkeit in der Kohlenversorgung vom Zweibund und von Bulgarien auf die politischen Entschlüsse der rumänischen Regierung von maßgebendem Einfluß sein wird, ähnlich wie etwa die Erwägung, daß Rumäniens bedeutende Petroleumerzeugung (1909: 1,296,000 Tons im Werte von rund 29½ Millionen Mark) im selben Augenblick, da Rumänien Rußlands Partei ergreifen sollte, entwertet ist, da Rußland selbst mit Petroleum reichlich versehen ist und die petroleumkargsten Zentralmächte somit die besten Kunden Rumäniens sind.

Lokales.

Lodz, den 6. Januar.

Epiphanias.

Jes. 60: 1—6. Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir!

Auf den heutigen Tag hat die Kirche das Epiphanienfest, das Fest der Erscheinung Christi, gelegt und dies Fest seit der ältesten Zeit in hohen Ehren gehalten. Und wahrlich, es verdient solche Ehre, denn es ist neben den drei Hauptfesten Weihnachten, Ostern und Pfingsten eines der wichtigsten Feste des Kirchenjahres, das Weihnachtsfest der Heiden wie das allgemeine große Missionsfest der Christenheit. Und man täte gerade in unserer Zeit, die doch als eine besondere Missionszeit gelten kann, besser dies große Missionsfest wieder allgemein einzuführen, statt es abzuschaffen dort, wo es sich auch in der evangelischen Christenheit noch erhalten hat. Aber ob es nun am 6. Januar gefeiert wird oder am Sonntag nach demselben, der Ruf des Epiphanienfestes bleibt derselbe und darf nie in der Christenheit verstummen; dieser Ruf aber lautet: Mache dich auf, werde Licht und bringe den Heiden Licht.

Dieser Ruf tönt uns entgegen aus der alten Epiphanienepistel. Jesaias ruft seinem in dunkler Trübsalsnacht sitzenden Volke zu: „Mache dich auf, werde Licht!“ und verheißt ihm, daß an dem Lichte, das über ihm aufgegangen, auch die Heiden teilhaben sollen, versichert ihm einmal über das andere: Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln, und die Könige im Glanze, der über dir aufgehet.

Wir sehen die Erfüllung dieser Epiphanienweissagung mit unseren Augen. Nicht nur wir selbst gehören ja zu denen, deren Väter einst saßen in Finsternis und Schatten des Todes, die nun aber schauen die Herrlichkeit, die über Israel aufgegangen; sondern in unseren Tagen kommt ein heidnisches Volk nach dem anderen zum Lichte und wandeln selbst ihre Könige im Glanze des Sternes von Bethlehem; wir können jetzt buchstäblich reden von der Menge am Meere, die sich zum Herrn bekehrt. Aber gerade solcher Erfolg unserer Arbeit an den Heiden muß uns zu neuer Treue in derselben ermuntern, muß uns antreiben, dem Herrn unserm Heilande, dem Eröberrn der Heiden, vor allen Dingen zu bringen Gold und Weihrauch, damit er sein Erbe desto schneller in Besitz nehmen kann, das Gold unserer irdischen Güter und den Weihrauch des Gebets, des besten Missionsopfers. Das ist es, was uns heute sagen will der Ruf der Epiphanienepistel: Mache dich auf, werde Licht und bringe den Heiden Licht! Gott helfe in Gnaden, daß wir alle diesen Epiphanienruf beherzigen; er segne das Epiphanienfest, das große Missionsfest der Christenheit, an uns allen dazu, daß wir rechte Missionsarbeiter werden!

* * *

Wer im Herzen will erfahren
Und darum bemühet ist,
Daß der König Jesus Christ
Sich in ihm mög' offenbaren:
Der muß suchen in der Schrift,
Bis er diesen Schatz antrifft.
Er muß gehen mit den Weisen,
Bis der Morgenstern aufgeht
Und im Herzen stille steht:
So kann man sich selig preisen,
Weil des Herren Angesicht
Glänzt von Klarheit, Recht und Licht.

Vom Tage.

Dreikönigsfest.

Die christliche Kirche feiert heute das Fest der Verkündigung (Epiphanias), und zwar seit dem 4. Jahrhundert nach Christi Geburt. Bis dahin wurde am 6. Januar das Fest der Geburt Christi gefeiert. Die Namen der drei Weisen oder Könige aus dem Morgenlande, Kaspar, Melchior und Balthasar, derer heute gedacht wird, die einstens ausgezogen waren, um den Weltheiland anzubeten, tauchten zuerst im 8. Jahrhundert auf.

Viele alte Bräuche, die in uralter Zeit am Dreikönigstage gepflegt wurden, haben sich bis heute erhalten. So z. B. das Herumziehen der „Drei Könige“ von Haus zu Haus, besonders in den Dörfern, wo sie als Dreikönigssänger, Sterngucker, Sterndreher und Sternsänger auftreten. Manchmal muß auch der böse Herodes mit, und dann kommts zu richtigen Aufführungen.

Ein anderer Brauch ist der des Bohnenkuchenbackens. Eine Bohne, die bekanntlich der Göttin Berchta oder Holda geweiht ist und für glückbringend gilt, wird in einen Kuchen eingebacken. Der Kuchen wird in gleichgroße Stücke geschnitten und von der Dame des Hauses unter ihren unverheirateten Gästen verteilt. Wer nun das Glück hat, das Kuchenstück mit der eingebackenen Bohne zu erhalten, heiratet noch im selben Jahr.

Heidnischen Ursprungs, wenn auch ins Christliche übersetzt, dürfte auch der Brauch sein, am Dreikönigstage mit einem Stück geweihter Kreide an die Haustür die durch Kreuze verbundenen Anfangsbuchstaben der Namen der morgenländischen Weisen zu schreiben. Dieses K † M † B Zeichen kann man auch in Lodz an so mancher Haus- und Stubentür finden.

Mit einem Schneemantel umhangen, sind heute die heiligen drei Könige gekommen. Mit ihnen scheint erst richtig der Winter ins Land gekommen zu sein, der Winter der eigentlich schon an sein baldiges Ende denken sollte. Nimmt doch von jetzt ab die Länge des Tages langsam zu. Eine Bauernregel meint hierüber: „Nach Dreikönigstag wächst der Tag um je einen Hahnenschrei.“

Der Bauer, dessen Wohl oder Wehe von der Ernte abhängt und der daher ein guter Wetterbeobachter ist, da von dem Wetter ja die Ernte abhängt, hat auch am Dreikönigstage seine Beobachtungen gemacht. In folgender Bauernregel findet diese Beobachtung Ausdruck:

Dreikönigsabend hell und klar
Verspricht ein gutes Weinerntjahr.“

Wir wollen hoffen, daß es auch sonst ein gutes Jahr wird.

Le Grak.

Kommerzienrat Carl Ender †.

Wiederum hat der unerbittliche Tod einen Mann aus unserer Mitte gerissen, der als Pionier der Industrie im Königreich Polen mit unermüdlichem Fleiße tätig war und sichtbare Spuren seines Schaffens hinterlassen hat.

Carl Ender ist am 16. Mai 1840 als Sohn des in Hörnitz bei Zittau in Sachsen ansässig gewesenen Gutsbesitzers Johann Ender geboren. Er besuchte die örtliche Volksschule und eine Chemnitzer Fachschule und bildete sich im Weberei-Fache aus. 1858 kam er als Webmeister nach Polen und wurde als solcher in die seit 1830 bestehende Wollwaren-Fabrik von Benjamin Krusche aufgenommen. Nach nicht langem Aufenthalte in Pabianice vermählte er sich mit der ältesten Tochter seines Chefs, Auguste Krusche. 1865 siedelte Carl Ender nach seiner Heimat über, um sich selbständig zu machen, wohnte zuerst in Zittau und gründete alsdann in Kratzau in Böhmen mit einem Kompagnon, Franz Kühlmann, eine Lohnspinnerei. Es ist bemerkenswert, daß zu jener Zeit der deutsch-österreichische Krieg ausbrach und Truppen des deutschen Heeres die ehemalige Ender-Kühlmann'sche Fabrik in Kratzau zu Einquartierungszwecken belegten, ebenso wie sich dies heute in unserem Lande abspielt.

Das relativ kleine Unternehmen dürfte der regen Geist des in der Volkraft seines Lebens stehenden Mannes wenig entsprochen haben, denn 1874 folgte Carl Ender dem Rufe seines Schwiegervaters, wieder in dessen Geschäft zurückzukehren. Unterm 1. Dezember 1874 trat Carl Ender formell als Teilhaber der Fabriken von Benjamin Krusche ein, zu deren Mitinhabern damals noch die beiden Söhne des letzteren, Benjamin Krusche jr. und Hermann Krusche, zählten und bei welcher Gelegenheit die Firma „Benjamin Krusche“ in „Krusche und Ender“ umbenannt wurde.

Von diesem Zeitpunkte an begann sozusagen eine neue Epoche für das Pabianicer industrielle Unternehmen, welches für die Verhältnisse der damaligen Zeit schon recht große Dimensionen angenommen hatte. (Nach einer alten Statistik bestanden die Fabriken zu jener Zeit aus: einer Hand- und Dampfweberei mit 70 Handstühlen und 150 Kraftstühlen nebst einer entsprechenden Färberei, Druckerei und Bleiche mit einer Arbeiterzahl von 780 Personen und einer Jahresproduktion von 42,500 Stück Ware im Werte von 570,000 Rbl.)

Seine erneute Tätigkeit in Pabianice begann Carl Ender mit der Errichtung einer Abfall- und Streichgarnspinnerei und in der Folge einer Rouleaux-Druckerei, wobei er neben der Fabrikation von wollenen und halbwollenen Kleiderstoffen als erster in Rußland die geraubten Barchente einführte, die, einen warmen, dauerhaften und billigen Bekleidungsstoff bildend, sehr rasche Verbreitung im Reiche fanden. Sein Augenmerk hauptsächlich auf die Herstellung von Baumwollstoffen richtend, verstand es Carl Ender, immer neue Ideen zu verwirklichen, als deren Folge die frühere Fabrikationsbranche (wollene und halbwollene Waren) allmählig verdrängt wurde, sodaß mit dem 1. Januar 1884 das Werk in eine ausschließliche große Baumwollmanufaktur umgewandelt wurde, die sich dann auch von Jahr zu Jahr rapid erweiterte.

25 Jahre ununterbrochener schwerer, aber auch von Riesenerfolgen begleiteter Arbeit in der Firma „Krusche u. Ender“ waren Carl Ender beschieden. Er kannte weder Ruhe noch Rast und interessierte sich für alles, was in seinem Geschäfte vorging. Ein Mann von großer eigener Initiative, zeigte er, vor keinerlei Schwierigkeiten zurückschreckend, stets ein zielbewußtes entschlossenes Auftreten. Als guter Menschenkenner wußte er stets die erforderlichen, resp. entsprechenden Kräfte für sein Unternehmen heranzuziehen. Wie dies nicht häufig vorkommt, waren gründliche Fachkenntnisse mit den Fähigkeiten eines gewandten

---

Hannes wieder tritt ein anderer vor und nimmt strahlend vor Freude das Paket entgegen.

Zurückgetreten, verschwindet er in der Menge, öffnet das Paket, durchsucht es und vergleicht es mit dem seines Nachbarn.

Fröhliche Weihnachtsstimmung. Gelächter und Sprechen — da ein Rufen von oben, von der Treppe, ein Aufmerksammachen. Das Sprechen und Lachen verstummt, denn was nun von draußen hereindringt, dort, wo man sich im tiefsten Frieden, in tiefster Sicherheit wähnte, ist so furchtbar, daß es allen, die es ganz begreifen, das Blut in den Adern erstarren läßt.

Es ist ein Rauschen wie das Arbeiten des Schraubes im Wasser, wie das Krachen vieler Bäume, wie der Zornschrei von Tausend Kehlen.

„Ein Flieger! Ein Flieger!“ tönt es von allen Seiten.

„Deutsch oder russisch?“ Wird er eine Bombe werfen?“

„Es ist Nacht, und die Flagge des Roten Kreuzes ist nicht zu erkennen.“

Man will hinauslaufen, aber wer wollte bei dieser Nacht und Dunkelheit erkennen: ist es ein deutscher oder ein russischer Flieger?

Ein ratloses Hin und Her, ein Fragen von Mund zu Mund, ein Erkennen der Ohnmacht.

Wer würde es wagen zu schießen, wenn er einen deutschen Flieger treffen könnte?

Das Fragen verstummt, die Antwort auf schon getane Fragen erstirbt, alle lauschen, mit offenem Mund, weit aufgerissenen Augen. Selbst an die Flucht nach draußen denkt niemand, lauert doch der Tod dort ebenso wie hier.

Atemlose Spannung.

Das Rauschen, Surren wird stärker, stählerner. Man fühlt das Vibrieren, man glaubt durch die Decke hindurch den Flieger zu sehen, der wie eine Riesenspinne in seinem Netz hockt und alle zu verderben droht. Man sieht die Klauen des Raubtiers. Man glaubt seinen Atem zu fühlen.

Die Phantasiebegabten hören schon die Bombe krachend durch die Decke fahren und sehen Mann neben Mann, wie sie sich in ihrem Blut wälzen.

Auf einmal ein Nachlassen der Spannung. Erst wenig, dann mehr. Das Atmen wird freier und lauter.

Das Rauschen da oben wird schwächer. Allmählich, aber es wird schwächer. Immer schwächer. Es hört ganz auf. Das Unheil ist an uns vorübergerauscht und hat uns verschont.

Und gleich intoniert der Unteroffizier, und alle fallen ein, als sei es verabredet:

„Nun danket alle Gott“. . .

Nachruf.

Wir erfüllen hiermit die traurige Pflicht, unsere werten Geschäftsfreunde von dem Ableben unseres vormaligen Seniorchefs und Mitbegründers unserer Aktiengesellschaft, des Herrn

Kommerzienrats

Carl Ender

in Dresden,

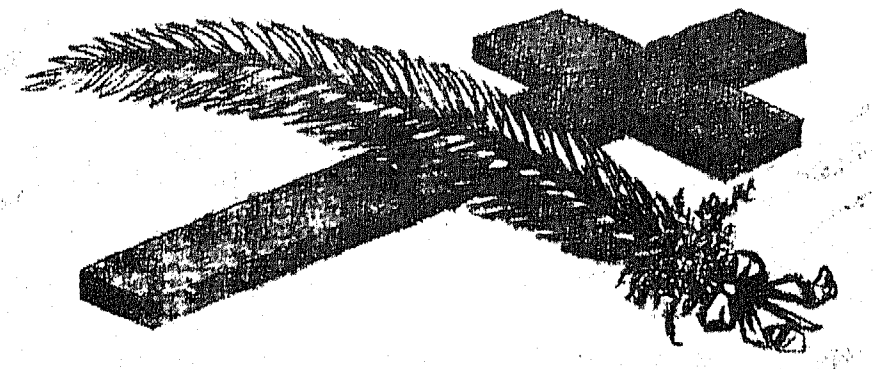
der ein Alter von 74 Jahren erreichte, in Kenntnis zu setzen.

Tiefgebeugt von dieser für uns so überaus schmerzlichen Trauerkunde, gedenken wir dankbaren Herzens dieses edlen, hervorragenden Mannes, welcher von Mitte der 70-er Jahre bis zu Ende des vergangenen Jahrhunderts als oberster Leiter unserem Etablissement vorstand. Seine Energie und große Schaffenskraft haben bei unermüdlicher schöpferischer Arbeit im Wesentlichen die Entwickelung unseres Geschäftes zur gegenwärtigen Höhe hervorgebracht. Sein Andenken bei uns wird unauslöschlich bleiben.

In tiefer Wehmut

die Verwaltung der Akt.-Ges. der Pabianicer Baumwoll-Manufakturen „Krusche und Ender".

Pabianice den 5. Januar 1915.



Allen Verwandten und Bekannten bringen wir hiermit die traurige Nachricht, daß unser unvergeßlicher, innigstgeliebter Gatte, Vater, Großvater, Schwiegervater und Onkel

Kommerzienrat

Carl Ender

in Dresden wohnhaft, daselbst am 27. Dezember v. J. im Alter von 74 Jahren plötzlich und unerwartet am Herzschlage verschieden ist und daß die Beerdigung des teuren Verblichenen in Hörnitz bei Zittau bereits stattgefunden hat.

Um stilles Beileid bitten

die schwergeprüften Hinterbliebenen.

Pabianice, den 5. Januar 1915.

Herausgeber P. Peterslage's Erben
Redakteur: Waldemar Peterslage.
Rotations-Schnellpressen-Druck von „J. Peterslage"